

„Lasst die Toten ihre Toten begraben“ – Friedhofskultur und Totengedächtnis sind von einer „Entsorgungsmentalität“ gefährdet

Auf Pilgerschaft zum ewigen Leben

Von Peter Godzik, Schleswig

Schon die Versuchungsgeschichte (Matthäus 4) lehrt uns: Bibelworte können missbraucht und in falsche Zusammenhänge gebracht werden. „Lasst die Toten ihre Toten begraben“ (Matthäus 8,22) ist keine allgemeine Anweisung Jesu an uns, sondern eine spitze Bemerkung gegenüber einem Einzelnen, der dem ernsthaften Ruf in die Nachfolge mit Ausflüchten begegnete. Die christliche Kirche hat nie übertrieben auf diesen Satz reagiert, sondern schon früh das Begraben der Toten als siebentes Werk der Barmherzigkeit (Matthäus 25) gezählt.

Schließlich wurde der Leichnam Jesu nach dem Kreuzestod auch ins Grab gelegt (Markus 15) und sollte, nachdem der Sabbat vergangen war, liebevoll gesalbt werden (Markus 16). Aber dann war er nicht mehr da, wo sie ihn hingelegt hatten. Das Grab ist Ort der Trauer und Ort neuer Erfahrung. Deshalb lohnt es sich, die eigene Trauer nicht abzukürzen oder ortlos, utopisch, zu machen. Der Name steht auf dem Grabstein, die Lebensdaten, ein Wort oder Symbol der Hoffnung. Der Friedhof um die Kirche herum macht deutlich, dass Lebende und Verstorbene miteinander eine Gemeinschaft in der Gegenwart Gottes bilden (Römer 14,7).

Friedhofskultur und Totengedächtnis wurden freilich im Laufe der Kirchengeschichte auch immer wieder übertrieben. Die Sorge für das Seelenheil der Toten erdrückte die Lebenden – seelisch und finanziell. Daher zog Luther in der Reformation auch hier klare Grenzen: „gegen eine Werkerei für die Toten, um die Lebenden von ihnen zu befreien“ (Sabine Bobert, Jesus-Gebet und neue Mystik, Kiel 2010, S. 429). Lasst die Toten ihre Toten begraben!

Heute hat sich die Situation drastisch geändert: nicht mehr ausufernder Totenkult, sondern zunehmende Entsorgungsmentalität bestimmt unser Leben. In dieser Einstellung spiegelt sich die Kultur unserer Zeit wider: „eine Gesellschaft, deren Credo in Marktgesetzen formuliert ist und die sich von der technischen Neuschöpfung eines zweiten Menschen mehr Gewinn verspricht als von einem zunehmend humanen Umgang mit den Lebenden und ihren natürlichen Grenzen“ (Sabine Bobert).

Für den christlichen Glauben ist der Tod Ende der Pilgerschaft und Durchgang zum ewigen Leben. Das ewige Leben ist zwar bereits in unserem irdischen Dasein gegenwärtig, aber noch nicht in seiner ganzen unbedrohten Fülle. Wer glaubt, ist bereits jetzt vom Tod zum Leben hinübergegangen. Deshalb besteht die christliche Totenliturgie im Wesentlichen aus einer singenden Prozession, die den Verstorbenen von seiner irdischen Bleibe zum himmlischen Jerusalem führt und dabei in der Kirche, die auf halbem Weg zwischen der Erde und dem Himmel liegt, einen Halt einlegt.

Auf dieser ganzen Reise ist der Christ nie alleingelassen: Bei der Abreise begleitet ihn die irdische Gemeinschaft, soweit sie kann, und bei der Ankunft wird er von den Bewohnern des Himmels empfangen – von jenen also, die vor ihm die Überfahrt gemacht haben (von den Heiligen, den Märtyrern, den Patriarchen), sowie von den Abgesandten des Hausherrn (den Engeln) und schließlich vom Hausherrn persönlich. Der Christ geht also, wenn er stirbt, von einer Gemeinschaft zur anderen; und sein „Übergang“ wird zum „Pascha Christi“, zu seinem „Durchgangsoffer“, in Beziehung gesetzt, sei es direkt durch die Lesung der Passion oder öfter auch auf indirekte Weise durch Bezugnahme auf den Auszug und die Befreiung Israels.

Wie sollen wir diesen Trauerweg, der zu neuen Erfahrungen befreiten und gesegneten Lebens führt, gehen ohne Ort, ohne Namen, ohne Verheißung? Es mag ja trösten, dass auch die ins Wasser Gestreuten, die ohne Namen Bestatteten ihren Ort und ihren Namen bei Gott haben. Wir gehen in Wahrheit nicht verloren, auch wenn unsere Bestattungsriten sich verändern. Aber wir Lebenden verlieren durch solche Vorgänge und Ausflüchte die Anschauung über den Wandlungsweg, den unsere Toten uns voraus gehen.

Deshalb gehört das alles zusammen: der Dienst der Aufrichtung bei Kranken, die liebevolle Begleitung der Sterbenden, der sorgfältige Umgang mit den Toten, die hoffnungsfrohe Gestaltung unserer Friedhöfe und Gräber. Martin Luther sagte einmal: „Wir müssen uns vormalen lassen und ins Herz bilden, wenn man uns unter die Erde scharrt, dass es nicht heißen muss gestorben und verdorben, sondern gesät und gepflanzt und dass wir aufgehen und wachsen sollen in einem neuen, unvergänglichen und ungebrechlichen Leben und Wesen. Wir müssen eine neue Sprache lernen, von Tod und Grab zu reden, wenn wir sterben, dass es nicht gestorben heißt, sondern auf den zukünftigen Sommer gesät, und dass der Kirchhof nicht ein Totenhaufen heißt, sondern ein Acker voll Körnlein, nämlich Gottes Körnlein, die jetzt sollen wieder hervorgrünen und wachsen, schöner als ein Mensch begreifen kann. Es geht nicht um eine menschliche, irdische Sprache, sondern eine göttliche und himmlische.“ (Zitiert nach: Jörg Zink, Die Mitte der Nacht ist der Anfang des Tages. Bilder und Gedanken zu den Grenzen unseres Lebens, Stuttgart: Kreuz <sup>11</sup>1986, S. 43)

Beitrag für die Evangelische Zeitung vom 23. November 2014, Seite 6